

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 2

Artikel: Ojembo, der Urwaldschulmeister
Autor: Schweitzer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Djembo, der Urwaldschulmeister

Von Albert Schweizer

Als ich das erstemal in Lambarene war, wirkte dort auf der Missionsstation, wie ich in „Zwischen Wasser und Urwald“ erzähle, ein schwarzer, etwa dreißig Jahre alter Lehrer namens Djembo. Djembo heißt „das Lied“.

Nie hat wohl jemand einen so schönen Namen besser getragen als dieser schwarze Lehrer. Gleich fühlte ich mich zu dem klugen, gütigen und bescheidenen Menschen hingezogen. Er hatte etwas so Feines an sich, daß man sich in seiner Gegenwart fast eingeschüchtert fühlte.

Seine Frau war ebenfalls lieb und tüchtig. Und wie wohl-erzogen waren die drei kleinen Negerlein, die die Bambushütte, die dem Lehrer als Amtswohnung diente, bevölkerten.

Djembo war der Ueberseehör meiner Predigten im Gottesdienst. Am Samstagabend kam er, um mit mir zu proben. Da mußte ich ihm Saz für Saz die ganze Predigt versagen, ob keine ihm unbekannten oder in die NegerSprache nicht übertragbaren Worte darin vorkämen. Wie hat man sich zu hüten, hier in der Predigt von Dingen zu reden, unter denen die Schwarzen sich nichts vorstellen können! Eine Reihe von Gleichnissen Jesu muß man außer Betracht lassen oder umschreiben, weil die Schwarzen des Ogowe nicht wissen, was ein Weinstock oder ein Getreidefeld ist.

Gegen Ende des Krieges, als die Mission in Geldnöte kam und die Gehälter der Angestellten draußen kürzen mußte, gab Djembo seine Lehrerstelle auf, um in sein an einem abgelegenen See im Urwald liegendes Dorf zu ziehen. Mit seiner maaren Bezahlung hatte er schon vorher Mühe gehabt, sich und die Seinen durchzubringen. Nun galt es zu verdienen, um die Familie zu erhalten. Er gedachte, eine Pflanzung anzulegen.

Als ich 1924 wieder nach Afrika kam, traf ich an der Küste mit Djembo zusammen. Er hatte mit Männern aus seinem Dorfe eben ein mächtiges Kloß den Ogowe heruntergebracht und strich von der holländischen Firma, der er es verkaufte, ein schönes Geld dafür ein.

„Djembo, du hast dich gemacht“, sagte ich. „Aekt bist du im Holzhandel und auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden.“ „Es geht mir nicht schlecht“, antwortete er in seiner schlichten Art.

Raum, daß ich ihn noch nach Frau und Kindern fragen konnte, mußte er wieder fort, um bei der Ablieferung und der Nachmessung des Kloßes dabei zu sein. Ich selber mußte zur Verzöllung meiner Kisten gehen.

Glaublich war es mir ganz recht, daß wir nicht viel miteinander reden konnten. Djembo, der Holzhändler, war für mich ja nicht mehr derselbe, wie Djembo, der Lehrer.

Gerade auf ihn hatten wir alle so arcke Hoffnungen für die Erziehung der schwarzen Auend aesezt. Von ihm hatten wir erwartet, daß er seinen Altersgenossen, die alle so aufs Geldverdienen aus waren, zeien würde, daß es noch etwas höheres äähe: ein merntloses Mirken. Die andern, die mit ihm auf der höheren Schule der Mission gewesen waren und in jenem Jahre die Brüfung bestanden hatten, hatten es verschmäht, Schulmeister zu werden. Sich mit einem armseligen Gehalt durchs Leben zu schlaaen und von moraens bis abends mit widermenschiaen Neuerbüben zu tun zu haben, war ihnen nicht verlockend erschienen. Wohl wußten sie, wie arck der Manael an einaeboren Lehrern war: wohl hatten die Missionare, sie mögten doch das, was sie an ihren heranmachenden Landsleuten Gutes tun könnten, höher stellen, als Geldverdienen. Jeder hatte eine andere Ausrede, warum er jetzt vor allem daran denken müsse, sich

mit den auf der höheren Schule der Mission erworbenen Kenntnissen als Schreiber bei der Regierung oder im Holzhandel eine einträglichere Stellung zu erwerben. Der eine mußte die Schulden seines Bruders bezahlen; der andere hatte selber Schulden; ein dritter wollte sich eine Frau kaufen; ein vierter brauchte Geld zur Anlage einer Pflanzung.

Nur Djembo hatte das schlecht bezahlte und schwere Wirken als Erzieher statt des Geldverdienens gewählt. Und nun war — durch die Schuld des Krieges — auch Djembo zuletzt in den Holzhandel gekommen und darin geblieben. Ich machte ihm keine Vorwürfe, aber ich trauerte um ihn.

Längere Zeit trug ich die Sache mit mir herum. Die Missionare in Lambarene mochte ich nicht nach Djembo fragen, um Näheres über ihn zu hören. Aber jedesmal, wenn ich an der Hütte bei der Knabenschule vorbei ging, aus der er so manchmal auf mich zugekommen war und mit mir gesplaudert hatte, gab es mir einen Stich durchs Herz.

Eines Tages aber kam unter den Missionaren in meiner Gegenwart die Rede auf Djembo. „Ach“, sagte ich, „auch einer, der an den Holzhandel verloren gegangen ist. Um den tut es mir mehr leid, als um alle andern zusammen.“

„An den Holzhandel verloren gegangen?“ sagte ein Missionar. „Wie meinen Sie das?“

„Nun ja“, sagte ich, „ich habe ihn doch in Kap Lopez angetroffen, wie er ein großes Floß, das er mit den Leuten seines Dorfes geschlagen hatte, ablieferte. Und er hat mir selbst gesagt, er sei jetzt im Holzhandel.“

„Ja“, sagte der Missionar, „er ist im Holzhandel; aber dem Lehrerberuf ist er darum nicht verloren gegangen. Er entfaltet jetzt eine viel größere erzieherische Tätigkeit, als da Sie ihn in Lambarene kannten.“

Nun erfuhr ich folgendes: Als Djembo in sein Dorf ging, brachte er die Leute des Dorfes dazu, daß sie miteinander ein großes Stück Wald rodeten, um eine große Pflanzung von Bananen und Maniok anzulegen. Das Fällen des Urwaldes ist eine so beschwerliche Arbeit, daß die Schwarzen gewöhnlich nur gerade soviel Land urbar machen, wie sie brauchen, um nicht ganz zu verhungern. Darum ist in jenen Gegenden nicht selten Hungersnot.

Oft muß die Regierung schwarze Soldaten ins Dorf legen, um die Leute zu zwingen, genügend Wald zu Pflanzungen umzuhauen.

In seinem Dorfe setzte es Djembo aber durch, daß die Leute bei der schweren Arbeit des Fällens der Riesenbäume aushielten und Platz für eine große Pflanzung schufen. Die Pflanzung fing an zu tragen, als der Krieg zu Ende war und der Holzhandel wieder in Gang kam. Da hatte das Dorf nicht nur reichlich Lebensmittel für sich selbst, sondern es konnte den Holzhändlern für ihre zahlreichen Arbeiter Bananen und Maniok liefern. So wurden die Leute durch Djembo zur zielfollen Arbeit angehalten und kamen zu Wohlstand.

Als so für des Lebens Unterhalt gesorgt war, gründete Djembo in dem Dorfe eine Schule. Er dachte nicht daran, die Regierung oder die Mission zu diesem Zwecke um einen Busch zu anzugehen. Er selber hatte ja jetzt zu leben. Die Kinder aber, die in die Schule kamen, konnten sich ihre Nahrung und das Geld für die Bücher verdienen, indem sie in der freien Zeit in der großen Pflanzung arbeiteten. Denn die Pflanzung wurde stetig unterhalten und stetig vergrößert. Neben den Bananen und dem Maniok wurde auch Kaffee und Kakao gebaut.

So entstand in jener abgelegenen Gegend eine blühende Schule. Daneben war Djembo Evangelist. Am Sonntag hielt er Gottesdienst.

Djembo war aber nicht nur der Erzieher der Kleinen, sondern auch der Großen. Er brachte sie dazu, daß sie das Dorf neu aufzubauten. Gewöhnlich wohnen die Schwarzen in ihren Bamboohütten, bis diese ihnen verfaul über dem Kopfe zusammenbrechen. Dann sammeln sie in der Eile die nötigsten Materialien, um schnell wieder eine Hütte zu errichten. Um möglichst wenig Arbeit zu haben, machen sie sie möglichst klein. Djembo aber brachte sie dazu, auch hierin richtige Arbeit zu leisten. Im Laufe der Monate entstand ein Dorf aus gediegenen und geräumigen Hütten.

Schon von weitem, so erfuhr ich, unterscheidet sich dieses Dorf von den andern. Ein gewöhnliches Negerdorf im Urwald sieht man erst, wenn man darin steht. Das Dickicht reicht bis an die Hütten. Es ist ja schon eine große Arbeit, den Wald um das Dorf herum frei zu legen. Da begnügen sich die Leute dann gewöhnlich damit, die Bäume im Umkreis von einigen Metern umzuhauen, statt einen weiten freien Platz zu schaffen.

Nachher kommt aber die noch viel größere Arbeit, das Gebüsch und das Elefantengras, die nun ständig an Stelle des niedergelegten Waldes wieder emporwachsen, regelmäßig abzuhauen. Jeden Monat muß die Arbeit unternommen werden. Wie bald bekommen die Leute diese uneinträchtige Mühe fett! Sie lassen um das Dorf herum wuchern, was da wuchern will, unbekümmert darum, daß diese dichte Wildnis jeden Luftzug von den Wohnungen abhält und daß die in dem Gebüsch und dem hohen Gras hausenden Stechmücken den Bewohnern des Dorfes das gefährliche Sumpfieber bringen.

Durch die Autorität, die er nach und nach über die Leute erworben hatte, brachte Djembo es fertig, daß um das Dorf am See ein großer freier Platz entstand.

An Widersachern hat es diesem Oberlin im Urwalde natürlich nicht gefehlt. Die tragen Menschen lehnten sich gegen ihn auf. Selbst die Verleumdung ging um, daß er das Dorf zur Arbeit anhielte, um sich selber dadurch zu bereichern.

Aber Djembo wurde seiner Widersacher Herr. Nicht daß er sie machtvoll bei den Dorfversammlungen niedergeredet hätte. Rednergabe ist ihm nicht verliehen. Er siegte durch die Lauterkeit und Güte seines Wesens.

Als der Holzhändel wieder in Blüte kam, regte Djembo an, daß die Männer des Dorfes sich unter seiner Leitung zur Tätigkeit im Holzhandel zusammen tun sollten. Schon in früheren Zeiten hatten sie zusammen Holz geschlagen. Aber es war immer ein unordentlicher Betrieb gewesen. Niemand hatte geborcht. Wenn es galt, die Bäume zu fällen und zu zerlegen, ins Wasser zu rollen und in Flöße zu binden, war gar mancher unter den mannigfachsten Vorwänden von der Arbeit gewichen. Vielen war es nur darauf angekommen, an dem Vorschuß beteiligt zu sein, den der weiße Holzhändler für die versprochenen Flöße zahlen mußte. Ob die Lieferung nachher auch richtig erfolgte, kümmerte sie nicht. So blieb das Holz manchmal im Walde liegen und verdarb, weil es nicht rechtzeitig in den Fluß geschafft worden war. Wurden aber Flöße abgeliefert, so entstanden immer Händel, wie das erlöste Geld zu verteilen sei.

Unter Djembos Leitung wurde alles anders. Die Arbeit wurde organisiert. Es wurde Buch geführt über die geleisteten Arbeitstage und über die Ausgaben und Einnahmen. Jeder war sicher, daß er im Verhältnis zu seiner Leistung bezahlt würde. An Stelle der Unordnung trat Ordnung. Es wurde viel mehr geleistet und viel mehr verdient.

Kurze Zeit, nachdem ich so von der erzieherischen Tätigkeit Djembos gehört hatte, kam er mich im Spital begrüßen. Nun war er wieder der alte Djembo für mich. Ich drückte ihm meine Freude über sein Wirken aus und hätte gerne mehr darüber

aus seinem Munde erfahren. Aber es war nichts aus ihm herauszubringen. Er scheute sich, von sich selbst zu reden.

Meinen Plan, ihn in seinem an die 150 Kilometer von Lambarene entfernten Dorfe aufzusuchen, konnte ich nicht ausführen, weil ich durch die Verlegung des Spitals auf einen größeren Platz zu sehr in Anspruch genommen war.

Daß aber die Stadt, die auf dem Berge liegt, nach dem Worte unseres Herrn nicht verborgen bleiben kann, erfuhr ich 1927 auf dem Schiff während der Heimfahrt. Sahen wir da, einige Holzhändler, ein Missionar und ich, zusammen und sprachen von dem, was wir am Ogowe erlebt hatten. Die Holzhändler waren unerschöpflich in Geschichten von Vorschüssen, die sie an Schwarze gegeben hatten, ohne das versprochene Holz geliefert zu bekommen, von Flößen, die sie gekauft hatten, um nachher zu erfahren, daß man sie gleichzeitig an den Konkurrenten verkauft und von beiden das Geld eingesteckt hatte, von schlechtem Holze, das sie an Stelle des ausgemachten guten erhalten hatten. „Aber“, unterbrach einer von ihnen diese Ergüsse, „sie sind doch nicht alle so. Einen wenigstens habe ich kennen gelernt, auf den absolut Verlaß ist. Er wohnt in der Gegend der Komi. Wenn Sie zu dem kommen und einen Lieferungsvertrag abschließen, sind Sie sicher, daß Sie das Holz in der benötigten Qualität und zur rechten Zeit bekommen. Und während die Schwarzen sonst Vorschüsse über Vorschüsse von einem erpressen wollen, weiß dieser die angebotenen Vorschüsse sogar zurück. Ich habe gemeint, nicht recht gehört zu haben, wie er mir sagte, daß ich vor erfolgter Lieferung nichts zu zahlen habe.“

„Und dieser Schwarze heißt Djembo“, sagte der Missionar. „Ja, so heißt er“, antwortete der Weiße.

„Von diesem Djembo kann auch ich eine Geschichte erzählen“, fiel da ein anderer Holzhändler ein. Auf jenem See wurde ich in einem Flachboote angesichts eines Dorfes plötzlich von einem Sturm überspülten. Der Wind war gegen uns. Wir begannen die Hoffnung, den Strand zu erreichen, aufzugeben. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann unser Fahrzeug, das sich schon mit Wasser füllte, von den Wellen zum Kentern gebracht werden würde. Von den Eingeborenen, die bei uns waren, konnten die meisten nicht schwimmen, weil sie aus dem Innern stammten. Auf das Dorf setzte ich gar keine Hoffnung. Die Schwarzen sind ja nicht leicht gewillt, ihr Leben für andere aufs Spiel zu setzen. Und wie sollten sie uns auch helfen? Nur mit einem großen Rielboote hätte man sich auf den wilden See wagen dürfen. Heute besitzen die Schwarzen ja keine solchen Boote mehr. Sie wenden die Mühe nicht auf, sie zu zimmern. Da sehe ich durch den sintflutartigen Regen hindurch, wie ein mächtiges Boot vom Lande abstößt und auf uns zuhält. Es erreicht uns, als wir gerade zu sinken begannen. Die Leute begnügen sich nicht damit, uns zu retten, sondern sie fischen auch meine Kisten auf. Im Dorfe bekommen wir trockene Sachen, werden gut untergebracht und gut genährt. Der Anführer, in dessen Hütte ich mich befinden, läßt die Kisten herbeischaffen und öffnet sie, um die darin befindlichen Sachen zu trocknen. Habt Ihr schon so etwas in Afrika erlebt? Am andern Morgen, wie ich meine Sachen zusammensuche, fehlt auch nicht ein Stück. Auch das habt Ihr in Afrika noch nicht erlebt. Jetzt aber kommt das Beste! Wie ich mich verabschiede und bedanke, um in meinem Boote, das die Schwarzen nach dem Sturme geborgen hatten, weiter zu fahren, frage ich den Anführer, wieviel ich den Leuten des Dorfes für ihre Mühe schulde. Darauf sagt dieser, sie hätten nur ihre Menschen- und Christenpflicht getan und wollten kein Geschenk dafür. Dies ist mein Erlebnis mit Djembo.“

So ist Djembo der Erzieher seines Dorfes geworden. Sein Einfluß reicht weit darüber hinaus.

Als ich ihn lebhaft wiedersah, war er sehr bekümmert, weil die Elefanten mehrmals hintereinander die von seinen Leuten angelegten Pflanzungen verwüstet hatten.

Weltwochenschau

Chamberlains wohlvorbereitete Romreise.

Es sind viele, die an der Vorbereitung dieser Reise mithalfen. Der erste hieß Roosevelt. Er sandte eine Neu jahrsbotschaft in die Welt hinaus, die überall mächtig einschlug, obwohl nichts an ihr neu und unbekannt war. Nur daß gewisse Formulierungen klarer als früher waren und erkennen ließen, worum es dem amerikanischen Präsidenten geht: Die öffentliche Meinung in USA wird Schritt für Schritt reif gemacht für den Fall eines ausbrechenden Weltkrieges, in welchem niemand neutral bleiben könnte. Das Neutralitätsgesetz, das seit Jahren die Vereinigten Staaten vor jeder Entwicklung in europäische Händel sichern sollte, wird nach dieser Rede abänderungsreif. Es soll ein Unterschied gemacht werden zwischen Angreifer und Angegriffenen, die ersten sollen nicht, die zweiten aber mit aller Kraft belohnt werden, und die moralische Unterstützung soll ihnen sicher sein. Nicht die militärische! Bis auf diesen Punkt wagen die amerikanischen Regierenden sich noch immer nicht hinaus.

Und das ist schade! Was nützt es, wenn Berlin und Rom samt Tokio hören, es gebe keine Vereinbarkeit zwischen den diktatorischen und den demokratischen Weltsystemen! Was nützt es, wenn ihnen Roosevelt sagt, der Preis für die Ordnung und Schlagkraft der Diktaturen, die Aufgabe der persönlichen Freiheitsrechte, sei viel zu hoch und untragbar! Was nützt es, wenn der amerikanische Präsident zum Prediger wird und die Religion allem voranstellt. Die Tatenmenschen müßten vernehmen, daß ihnen so und soviele Tausend neue Bomber Amerikas begegnen würden, falls sie den Kriegspfad beschreiten sollten. Das würde helfen!

Immerhin, schon die starke Sprache hat eine gewisse Wirkung ausgeübt. Das deutsche Echo klang heimlich bedrückt. Dem deutschen Publikum wurde der Fall so dargestellt, als ob Roosevelt Del ins Feuer der Kriegsheiter gieße, während Hitler, Mussolini und Chamberlain sich eifrig bemühten, ein neues stabiles Europa zu zimmern. Verblüffung mußte darum in Berlin Platz ergreifen, als Chamberlain die Rede Roosevelts als moralische Stützung der demokratischen Positionen begrüßte. Wie sagt man's dem deutschen Leser? Daß Chamberlain sich eben irre! Daß er nicht begriffen habe, wie groß der Unterschied zwischen seinen und Roosevelts Ansichten sei!

Eine weitere, obwohl nicht ganz bekannte Instanz hat die Romreise vorbereiten helfen: Die internationale Hochfinanz. Jemand wer hat das Signal gegeben, und die schon vorher sichtbare Abwanderung britischen Kapitals in amerikanische Wertpapiere nahm auf einmal bedrohliche Gestalt an, so daß die Londoner Nationalbank, die „Bank von England“, allen englischen Banken den Terminhandel mit Gold und die Belehnung von Gold gänzlich untersagen muß. Wer warnt durch ein Währungsmanöver Chamberlain vor den Folgen gewisser Schritte? Die „Kapitalflüchtlinge“, die nach USA ziehen, handeln ohne Absicht; sie bezeugen einfach, daß sie einen Krieg fürchten. Ein Teil der Spekulanten verfolgt ganz gewiß keine andern Pläne als solche des Profits. Aber jene, die der einzigen Lawine noch einige Bälle zur Beschleunigung nachrollen? Wer sind sie?

Vermutlich jene Kreise, die England zu weiteren Konzessionen gegenüber den Achsenmächten zwingen möchten. In der Ansicht, daß der Friede nur durch solche Konzessionen erkaufst werden könne, daß das britische Volk den Krieg nicht wolle und nicht führen könne, und daß man die Gelder, die man schon im deutschen und italienischen Geschäft stecken hat, in einem Kriege gefährden würde, sehen sie England die Däumenschaube des Währungsangriffes an.

Zu den weiteren Vorbereitern gehören die Achsenmächte selbst. Aufgefallen sind die Reisen des italienischen Außenministers Ciano. Der Budapestere besuch galt der Beruhigung Ungarns, das seine Absichten auf Preßburg und die Karpathen-Ukraine einfach nicht aufgeben will. England und Frankreich dürfen nicht zur Ansicht kommen, die Achse und ihre Vasallen seien uneins. Das wäre keine Position für Verhandlungen mit Chamberlain. Des weiteren soll Ciano eine Warschauerreise planen. Entweder, um die Polen zu gewinnen, damit sie die weiteren Pläne Ungarns nicht fördern möchten. Oder um sie wegen Deutschlands Ukraineplänen wieder einzuschläfern. Man kann jedenfalls darauf zählen, daß nichts passieren wird, solange man dem in Rom verhandelnden England ein „stabiles Mitteleuropa“ zeigen muß. Den gleichen Zweck hat die Berlinerreise des Obersten Beck; was braucht Berlin die Ukraine, wenn Polen als „getreuer Gefolgsmann“ mitmacht?

Der Zwischenfall von Muncacs, die Kanonade eigenmächtig handelnder tschechischer Truppen und ukrainischer „SA“ gegen die abgetretene Stadt störte das Bild, das man London zeigen will, sehr empfindlich! So was gehörte keineswegs ins Programm. Möglich ist, daß Minen geplatzt sind, an deren Explosion man erst für später dachte, oder daß die von der deutschen Militärmission geförderte SA-Truppe das Bedürfnis nach sofortigen Taten verspürt. Nach Chamberlains Besuch wird man weiter hören.

Um Chamberlain den Rücken zu steifen, veröffentlicht eine englische Zeitung einen angeblichen Geheimprotokoll der Achsenmächte.

Auf Chamberlains Reise hin haben auch die beiden spanischen Bürgerkriegskommandos ihre Anstrengungen aufs Höchste gesteigert. Die Schlacht um Katalonien brachte die Francotruppen in der Mitte auf 38 km an Tarragona heran, im Norden glückte die Eroberung von Artesa am Segre. Der „große Coup“ aber ist nicht gelungen. Unterdessen überrannten in der Estremadura die Republikaner die wichtigen Fronten im Minengebiet. Zur Zeit, als in Paris Chamberlain mit Lord Halifax den Franzosen versprach, daß man die italienischen Forderungen an Frankreich nicht diskutieren werde, war Fuente de Ovejuna gefallen, Pennaroya von West und Ost umzingelt und der Angriff bis in die Sierra de los Santos vorgetragen. Wenn die Stellungen dort unten im gleichen Tempo wie bisher fallen, dann muß wohl oder übel in Katalonien eine Pause kommen, und unter dem Eindruck dieser Pause würde Chamberlain Mussolini höflich bedeuten, daß Rom nicht in der Lage sei, als Sieger zu fordern.

Die verhältnismäßig geringen Erfolge Francos verhindern, daß Mussolini die französischen vorbereitenden Demonstrationen, die Reisen und Reden Dalladiers in Korsika und Tunis, bagatellisieren kann.

Die neue japanische Regierung.

Das Kabinett des Fürsten Konoye hat einem solchen des extremen Barons Hiranuma Platz gemacht. Es sind fast dieselben Namen, die uns wiederbegegnen . . . der Kurs hat aber nur äußerlich nicht geändert. Fürst Konoye kann als Vorsitzender des geheimen Rates und Minister ohne Portefeuille den Totalfascisten Hiranuma nur schwach bremsen.

Baron Hiranuma wird in den folgenden Monaten auf allerlei erhöhte Schwierigkeiten stoßen. Er selbst hat in der ersten Kabinetsbildung diese Dinge eingestanden, aber auch die Entschlossenheit bekundet, alle Hilfsmittel des Reiches einzusehen, um die Ziele in China zu erreichen. In welcher Richtung dieser Einsatz gehen soll, sagt er nicht.

Es wird vermutet, daß neue militärische Unternehmungen darunter verstanden werden müssen. Mitten im Winter hört man von einem ziemlich abenteuerlichen Plane: Der Hoangho soll überquert, die Provinz Schen-Si, die an Schan-Si grenzt, erobert und die wichtigste Verbindung zwischen dem restlichen China und der Mongolei unterbrochen werden. Ein solches Unternehmen hat, geographisch betrachtet, den Sinn einer Flankenverlängerung nicht nur gegen China, sondern vor allem gegen Russland! In Schen-Si münden einige wichtige alte Karawanenstraßen. Sie bedeuten „Munitionsstraßen“ der Russen nach China, aber ebenso sehr Anmarschwege gegen die sibirischen Zentren.

Der Nebenzweck, die chinesischen Verbindungswiege zu treffen, ist offenbar, denn im Süden weisen gewisse japanische Operationen, so Inselbesetzungen im Bereich der französisch-hinterindischen Gewässer auf die gleichen Absichten hin.

Von gewissen Gefahren, die für Japan gefährlicher als China werden könnten, britischen und amerikanischen Boykottplänen, hat Hiranuma geschwiegen.

Um den Friedens-Armee-Chef.

Es ist merkwürdig wenig gesprochen worden über die Gründe, weshalb der zurückgetretene Bundesrat Meyer amtsmüde geworden. Fast kommt uns vor, eine öffentliche Unterhaltung über diese Gründe wäre so wichtig gewesen wie die ganze Debatte über die nachfolgende Erfahwahl. Der Fehler läßt sich unter Umständen beim nächsten „Vakanzfall“ nachholen: Es macht den Anschein, als ob die Gerüchte über bevorstehende Angriffe auf den Sessel Rudolf Mingers nicht mehr nur aus der Luft gegriffen seien.

Der Grund einer allfälligen Amtsmüdigkeit wäre diesmal klar: Herr Minger müßte den Forderungen nach dem „Friedensgeneral“, genauer dem „Friedens-Armeechef“, der für die zentrale Leitung der rein militärischen Arme e angelegeneheiten verantwortlich sein würde, weichen. Diese Forderungen werden in wichtigen Zeitungen von wichtigen Offizierskreisen erhoben. Und in andern wichtigen Zeitungen wird ihnen geantwortet. Es fragt sich bald einmal, ob die „schreibenden Offiziere“ der einen oder andern Richtung die eigentliche Meinung des Offizierskorps wiedergeben. Und ob Neue Zürcher Zeitung oder Bassier Nachrichten auf der einen, oder der Verner „Bund“, die zu Sprachrohren dieses Meinungskampfes erkoren wurden, „Mehrheitsorgane“ seien.

Wer außerhalb dieses „Kampfes der Offiziere“ steht, spürt ein gewisses Kribbeln in der Herzgegend: Ist dieses öffentliche Turnier angängig? Wer stößt es nicht gegen die Forderung der Disziplin? Hat der Bundesrat nicht im Frieden die oberste Kommandogewalt über die Armee in eigenen Händen, stützt er sich nicht auf die verfassungsrechtlichen Grundlagen über die Generalswahl? Sollten daher die „untergebenen Herren Offiziere“ nicht besser schweigen?

Die Offiziersgesellschaft als solche hat gegen das vom Bundesrat gutgeheißenen Projekt eines Armees-Inspectors Stellung genommen... die Schreibenden nehmen als einzelne Stellung in gleichem Sinne. Sie tun es als Bürger, die sich ganz besonders für die Schlagfertigkeit der Armee verantwortlich fühlen... allen Aengstlichen sei gesagt, daß diese Kundgebung der Interessierten und Verantwortlichen mit der Disziplinfrage nichts zu tun hat! Der müßte vom Wesen unserer Demokratie eine geringe Meinung haben, der fürchten wollte, wie gingen „griechischen Zuständen“ entgegen, d. h. Parteikämpfen zwischen politisierenden Offizieren!

Der Zentralvorstand des freisinnig-demokratischen Presseverbandes hat denn auch für die schreibenden Offiziere das volle Recht der publizistischen Auseinandersetzung in Anspruch genommen, aber auch den Vorwurf von sich gewiesen, als ob einer der freisinnigen Redaktoren, nämlich der Chefredakteur der NZB eine Kampagne gegen Herrn Minger loszulassen gedroht habe, um ihn zu stürzen.

Wenn nun bloß von der Gegenseite der Bogen nicht überspannt wird, d. h. den Schreibenden ein „Disziplinstrik“ gedreht wird. Es ist bekannt genug, seit wann die Verschärfung des Streites datiert: Seit der schroffen Ab-
lehnung des „Friedensgenerals“ durch R. Minger.

Sinn und Sendung der Schweiz.

Eine alte Sage prophezeit: Die letzte Schlacht des großen Krieges wird in Helvetien geschlagen. Sie wird die blutigste sein; ihre Überlebenden haben um eine Trommel herum Platz. Darnach aber wird die Schweiz alle Völker umfassen.

Warum dämmerte aus dem Unterbewußten heraus dieser vergessene Spruch, als ich das Buch von Eugen Wyler, „des Eidgenossen Tagebuch“ über Sinn und Sendung der Schweiz durchlas? Wahrscheinlich, weil an vielen Stellen jener Gedanke durchbricht, dem die Prophezeiung der Sage die Worte gegeben: „Darnach aber wird die Schweiz alle Völker umfassen.“

Aus vielen prägnanten und weniger prägnanten Gedanken oder Zitaten Eugen Wylers ragt mehr oder weniger deutlich der Gedanke einer aktiven Haltung unseres Staates, besser, unseres Volkes, heraus: Aktiv im Sinne eines erneuerten Willens, begründet auf der Überzeugung, daß unsere Eidgenossenschaft in ihrer Entstehung einzigartig war, und daß ihre Berechtigung dann erwiesen wird, wenn ihr Volk sich weiterhin der Einzigartigkeit bewußt bleibt.

„Einzigartig?“ Liegt darin nicht irgendwelche Überhebung? Segeln wir damit nicht im schnellsten Tempo hinein in den modernen Nationalismus mit all seinen Irrtümern? In der Tat, wenn das Bewußtsein, das Wyler fordert, nur „Nationalismus unter andern wäre“, wenn wir nur Narren und andern Narren, unsere Kappe für die schönste hielten, dann müßte man gegen solche Einstellung Front machen. Wenn es aber wirklich etwas mehr sein sollte? Wenn die Einzigartigkeit gerade darin bestünde, daß sie von Anbeginn die Möglichkeit einer Überwindung des Nationalismus in sich getragen hätte? Dann müßten wir mit Fanfaren bestimmen.

„Der Sieg der Eidgenossen (über das feudale Rittertum, über Kaiser und Reich) gründete sich nicht auf ihre kriegstechnische oder körperlich-moralische Überlegenheit, sondern auf das ethische Übergewicht ihres Kriegsmodells“, so zitiert Wyler Englert-Faye. Dieses überlegene Motiv, genau genommen der Existenzwillen einer aus freien Individuen bestehenden neuartigen Gemeinschaft, hat bekanntlich auch eine neue Kriegstechnik gezeitigt... aber schon daß diese neue „Taktik und Formation“ möglich wurde, beweist die Andersartigkeit unseres geschichtlichen Ursprungs!

Wir dürfen sicher sein, daß der „Ausgleich der Stämme“ in der neuen Bundesverfassung vom 12. September 1848 kaum gefunden worden wäre ohne die Jahrhundertlange einzigartige Vorgeschichte, die mannigfache demokratische Formgebilde aufwies... Dürfen wir die Hoffnung hegen, daß dieser geschichtliche Urgrund letzten Endes auch den von der modernen Zeit geforderten „weiten Ausgleich“, den der verschiedenen sozialen Schichten, leichter durchsehen wird, als er bei andern Völkern errungen werden kann? Hier würde der großartigste Beweis unserer Einzigartigkeit geleistet sein.

—an—